

---

# Der Todflöter

## Nach einer Sage vom Neusiedlersee im Burgenland

Liane Presich-Petueli

Im Osten des Landes, dort, wo stolz starrende Felsengipfel zu freundlich-grünen Waldkuppen und sanft gewölbten Hügeln ausschwingen, liegt am Rande einer weiträumigen Ebene ein großer geheimnisvoller Steppensee. Seine Wasser sind kaum mannshoch; sie kommen und gehen, steigen und fallen nach Gesetzen, die niemand kennt. Von Zeit zu Zeit geschieht es, dass sie ganz versiegen und die Bewohner der umliegenden Dörfer zu Fuß das jenseitige Ufer erreichen können. Silberne und purpurrote Vögel ziehen weite Kreise über seinen sonnen-glatten Spiegel; sie nisten in dem Schilfkranz, der die Seeufer umgürtet, und in Schilfinseln, die sich geheimnisvoll raschelnd im Winde wiegen und von mancherlei seltsamem Getier bewohnt werden. Sonderbare, sonst nie gehörte Laute tönen aus ihrem Dickicht und erschrecken Fischer, die in frühen Morgenstunden Netze auslegen. Wehe aber, wenn sie vom Zorn eines plötzlich sich aufbäumenden Sturmes überrascht werden! Haushohe Wellen werfen sich über ihr Boot und pressen es auf nackten braunen Schlammgrund, reißen die Ruder aus kraftlosen Händen und schwemmen sie fort – viele Opfer hat der See schon gefordert. Den Bewohnern der Seedörfer, denen seine friedvolle Schönheit wie auch seine Gefährlichkeit und Tücke vertraut sind, ist er Freund und Feind zugleich. Sie lieben ihn – aber fürchten ihn auch.

Vor langer Zeit lebte in einer im Schilfgürtel des Uferlandes verborgenen Fischerhütte ein Fremder, den der See nach einer seiner wilden Herbststürmnächte halb ertrunken ans Land geworfen hatte. Den Bewohnern des nahen Dorfes, die ihn fanden, war er unheimlich, obwohl er ihre Sprache sprach. Sie meinten, es ginge nicht mit rechten Dingen zu, dass der See ihn nach solchem Sturm freigegeben habe. Die Farbe seiner Augen sei so wechselhaft wie die Farben des Sees – raunten die Frauen einander zu: von hellem Frühlingssilber und leuchtendem Sommerblau bis zu herbstlichen Schlammgrün und dem drohenden Schwarz der Seegewitter. Auch habe ihn noch niemand lächeln gesehen, geschweige denn lachen gehört. Einmal war er angesichts einer aufsteigenden Gewitterwand in seinem Boot stehend gesehen worden, wie er eine kleine bein-

weiße Flöte an den Mund gesetzt und schrille Töne über den See gesendet hatte, und das Gewitter habe sich gewendet. „Er hat das Wetter in seiner Gewalt“ hieß es und die Bangnis vor ihm wurde groß und größer. Man ging ihm aus dem Wege, die Mütter warnten ihre Kinder vor ihm; niemand wollte mit ihm zu tun haben.

So lebte er von allen gemieden einsam in seiner Hütte und fuhr allein in seinem Boot auf Fischfang. Wohl hatte – so wusste man im Dorf – für kurze Zeit eine Frau bei ihm gelebt, die stets besonders schöne Fische zum Verkauf anbot. Langes Haar war über ihr grünes Kleid geflossen und der Abdruck ihrer Füße hatte im Staub der Dorfstraße silbrig gegläntzt. „Sie ist eine Wasserfrau“ sagten die Leute und hatten Scheu vor ihr, obwohl sie allen immer ein freundliches Lächeln schenkte. Bald aber war sie nicht mehr gesehen worden und wieder saß der Mann abends einsam vor seiner Hütte und blickte stumm über den See. An manchen Abenden jedoch setzte er die kleine beinerne Flöte an seine Lippen und spielte Weisen, die fremd und schwermütig in die Stuben drangen. „Er ruft den Tod“ glaubten die Dorfleute und schlossen hastig alle Fenster, denn oft war nach solchen Abenden in den Nächten darauf ein Kranker oder Alter unvermutet gestorben. Wenn man weithin von ihm sprach, wurde er „der Todflöter“ genannt.

Jahr für Jahr kamen im Sommer Burschen und Mädchen über die nahe Grenze ins Dorf, um bei den Erntearbeiten und später bei der Weinlese zu helfen. Sie brachten lärmende Unruhe und unrastiges Leben mit sich: Tanz, Spiel, Gelächter erfüllten Gassen und Höfe. Eine in der Schar der jungen fremden Mägde war die Unermülichste und Fröhlichste von allen. Ihr Lachen klang von früh bis spät über die Felder und den Dorfplatz; sie war die erste bei der Arbeit und die letzte, die zu Bett ging. „Sie hält es länger aus als die Sonne“, sagten die Männer und scherzten mit ihr, auch wenn ihre Frauen scheel auf den Übermut blickten und das Treiben nicht aus den Augen ließen.

Als die Erntearbeit und Lesezeit vorbei war, nahmen die fremden Helfer ihren Lohn in Empfang und schickten sich an, das Dorf zu verlassen und

---

heimzukehren. Das Mädchen aber war heimatlos, ohne Haus und Familie. Sie wusste für sich keine Geborgenheit über die Winterszeit und bat in vielen Höfen des Dorfes um Unterkunft. Doch Tür und Tür blieb ihr verschlossen. Die Bäuerinnen wollten sie um der Ruhe ihrer Männer nicht im Hause haben und so irrte das Mädchen tagsüber hilflos umher und schlief nachts in Ställen oder Scheunen.

Eines Abends, als der Herbstwind mit grauen Regengewolken ferne Flötentöne vom See her übers Dorf trieb, erinnerte sich die Heimatlose des Verfeimten. Die Not ließ sie ihre heimliche Furcht vergessen, und sie wandte sich dem Pfad zu seiner Hütte hin zu.

Wohl blickten die Augen des Mannes in düsterem und abweisendem Grau, als das Mädchen bitrend vor ihm stand; doch rührte ihn ihre Verlassenheit und Schönheit und er nahm sie bei sich auf. Nun klang fröhliches Lachen aus den Fenstern der Hütte und die Dorfleute hatten viel zu reden; am meisten aber wunderten sie sich, als Buben erzählten, der Gefürchtete hätte sie, als sei neugierig um sein Hütte schlichen, lächelnd angerufen und dem Kleinsten sogar über das Haar gestrichen. Der Winter brach ein. Klirrende Kälte fegte über die Eisfläche des Sees, raschelte gespenstisch im trocken und dürr gewordenen Schilfwald, aus dem die Laute der Vögel wehklagend emporstiegen und sich in Sturm und Wind verloren – doch aus den Fenstern der Fischerhütte schimmerte rosige Wärme und verbreitete tröstlichen Schein.

Jede Ruhelosigkeit schien Ruhe gefunden zu haben. Endlich aber begangen sich kleine Wellen im Sonnenschein vom Eise zu lösen und um schmelzende Eisschollen zu spielen, warme Winde umwehten die Hütte und jeder Tag brachte neues Licht – da öffnete die junge Frau weit die Tür der Hütte, um dem Frühling Einlass zu gewähren.

Der Mann aber schloss sie heftig, als würde er den Tanz der Sonnenstrahlen draußen vor seiner Hütte fürchten. So geschah es oftmals und der Blick der Frau wurde traurig, ihre Gebärden rastlos und ihr Lachen verstummte.

Im Dorf hielt der Fasching seinen Einzug und viele Hochzeitsfeste sollten abgehalten werden. Woche um Woche trug der Wind Tanzmusikklänge bis an die Tür der Fischerhütte und die junge Frau lauschte sehnsüchtig. Als eines Tages aber übermütige Kinder in bunten Faschingsmasken singend zur Hütte kamen, wurden die Augen des Mannes schwarz vor Zorn und er wies ihnen drohend die Fäuste, sodass sie schreiend davonstoben – die Frau aber ertrug den Zwang nicht länger, griff, ohne auf die wilden Rufe des Mannes zu achten,

nach ihrem Umhängetuch und eilte den Kindern nach ins Dorfgasthaus. Dort holten sie die jüngeren Burschen und Männer – einer nach dem anderen – zum Tanz und sie konnte sich nicht lösen; all ihre verloren gegangene Lebensfreude erwachte und das helle Lachen der Sommerzeit brach aufs Neue befreit aus ihr und war wie eine Melodie, die die Weisen der Tanzmusik zu wilder Ausgelassenheit aufpeitschte.

So kam die Mitternacht heran – da stieß ein hoher, schneidender Flötenton wie ein Dolchstoß in den Lärm des Festes und ließ Musik und Tanz innehalten. Ein Musikant sah aus dem Fenster. „Ein Gewitter kommt!“ rief er. „Eine schwarze Wolke, wie ein Riese so groß, steht über dem See!“ Immer noch grollte der Flötenton wie eine zornige, nicht enden wollende Forderung. „Der Todflöter ruft!“ flüsternten die Leute einander zu und wichen in weitem Kreis von der Frau zurück, die nun wie erwacht um sich blickte und mit langsamen Schritt, wie gebannt, dem Ausgang zuring und den Pfad zur Fischerhütte einschlug. „Sie gehört ihm – sie muss zu ihm zurückgehen“, sagte eine alte Frau wissend und schlug ein Kreuz. Die Musikanten legten ihre Instrumente beiseite, denn niemand wagte mehr zu tanzen. Alles eilte nach Hause, während der grausame Flötenton im Donnern gemurr des heranziehenden Seegewitters versank, das sich nun über dem Dorf entlud – so mächtig in seiner Gewalt wie jenes, das einst den Unheimlichen an Land geworfen hatte.

Am nächsten Morgen, als das Gewitter seine Kraft verbraucht hatte und der See beruhigt im Morgenlicht glänzte, fand man die Hütte im Schilfgürtel leer, die junge Frau aber in der Ufernähe leblos im Wasser treibend. Das Boot des Mannes war verschwunden. Es schaukelte weit draußen in der Mitte des Sees. Sein Körper aber wurde niemals gefunden. „Er ist in den See zurückgegangen“, meinte man im Dorf. Eines Tages verfiel sich eine kleine, beinerne Flöte in einem Fischernetz – doch niemand wagte sie zu behalten und ein Fischer warf sie weit in den See hinaus, wo sie sich im Wasser wiegte, bis der Wind sie forttrieb.

Niemals gab der See das Geheimnis des Todflöters preis. Die Hütte im Schilfgürtel verfiel. Die junge Frau war im Dorffriedhof abseits von den anderen Toten begraben worden; gelbe Löwenzahnsonnen blühen auf dem verwaisten Hügel. An manchen Abenden aber – so heißt es im Dorf – hört man heute noch seltsame Flötentöne, die aus abgelegenen Schilfinseln aufsteigen und die Vogellaute verstummen lassen. Dann schließt man in den Stuben – wie ehemals – die Fenster, um sich und die Seinen vor den Weisen des Todflöters zu schützen.